

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 23.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften
vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 1. December 1890. —

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4 1/4 M.

XVII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der „Huunes“.

Eine Geschichte aus der Eifel von L. Bürkner.



Fräulein Else auf der Rousseau-Insel.
Siehe die Skizze „Der Gisdw“, Seite 180.

zwei Stunden durch Wind und Wetter zu laufen, haben ihren eignen Herrn Pastor, der sie kennt und den sie kennen, und können nach dem Unterrichte gleich in die warme Stube schlüpfen und ihre Suppe essen! — Und dann noch gar die Schande! Bei ihnen steht auch noch der Huunes! Sie können freilich nichts dafür, er ist ja nicht einmal aus ihrem Dorfe, sondern aus der Frühmesser-Filiale, aber er ist doch einmal mit ihnen gekommen, und die Anderen könnten glauben, er gehöre zu ihnen.

Und allerlei boshafte und zornige Worte flogen herüber zu einem armen Geschöpfe, das sich in's äußerste Winkelchen des Scheunenthores gedrückt hat und scheu und ängstlich aus übergroßen schwarzen Augen auf seine kleinen unerbittlichen Feinde schaut. Seltsam genug nimmt sich das arme Ding aus zwischen den dickköpfigen, rothbäckigen und flachhaarigen Eifler Bauernkindern, mit dem schmalen braunen Gesicht, von dem straffes, schwarzes Haar mit augenscheinlich ungewöhnlicher Sorgfalt und unter reichlicher Anwendung von Wasser zurückgestrichen ist. Den armseligen kleinen Körper umhüllt ein zerrissenes Kleid von unbestimmbarer Farbe, das durch ein paar ungeschickte Flickversuche nur noch armseliger und zerrissener erscheint. Ein Paar beinahe sohlenlose Schuhe, die ihr zudem viel zu weit sind, baumeln an ihren Füßen; sie hat sie erst dicht vor dem Dorfe angelegt, — den ganzen weiten Weg ist sie auf nackten Füßen gelaufen, immer in einer kleinen Entfernung hinter den Anderen, aus Furcht vor Pöffen; und dazu ist sie so hungrig! . . .

Ängstlich hält die braune Hand ein sehr defectes Katechismus-Exemplar; das ist ihr höchster Schatz, denn wenn sie keinen Katechismus hätte, könnte sie ja gar nicht zum Unterrichte, und einen neuen bekommt sie nicht. Es ist schon viel, daß sie überhaupt zum Unterrichte kommen darf; was sagte doch der Dehm heute Morgen, als sie fortging: „Eine Sünde und Schande sei es, daß einem die Kinder weggeholt würden für solche Dummheiten, wo man sie doch so nöthig zum Holzrasen und Korbflechten brauche; nichts wie Essen und Trinken thun sie den ganzen Tag, und wenn sie 'mal was verdienen können, dann laufen sie einem auch noch weg. Und daß sie sich nicht unterstehen solle, auf dem Wege die guten Schuhe anzubehalten; er könne ihr keine neuen kaufen! . . .“

Es ist nur gut, daß es nicht mehr Winter ist; das wäre arg schlimm, wenn sie jede Woche zwei Mal durch den hohen Schnee daherlaufen müßte! Freilich muß sie auch im Winter oft weite Wege machen, um Mausefallen und Drathlörbe zu verkaufen und hier und da von einer besonders mitleidigen Bauernfrau ein Stück Brod, oder, wenn's hoch kommt, ein Stück Speck

zu erbetteln; aber darüber kann der Dehm wenigstens nicht brummen und sie nicht schlagen; und dann kann sie auch den anderen Kindern besser aus dem Wege gehen, während sie hier im Pfarrhose so nahe neben ihnen sitzen muß. — Und nun kommen ihr allerlei besorgte Gedanken: ob der Herr Pastor sie auch annehmen wird, oder ob er sie vielleicht fortstößt, weil sie nur ein Huunes ist und weil sie so zerlumpt und schmutzig ausschaut! Sie hat sich freilich am Dorfbrunnen vorher ganz rein gewaschen und auch ihre struppigen Haare so gut wie möglich geordnet, und heute Morgen früh hat sie die ärgsten Nisse an ihrem Kleide zusammengeflickt, aber arg zerlumpt ist sie doch noch gegen die anderen Kinder in ihren warmen Kleidern von eigen gewebtem Stoff, — und ihrem braunen Gesicht sieht man's auch gleich an, daß sie ganz was Anderes, viel Schlechteres ist, als die Uebrigen. Sie erinnert sich noch genau, was der Eine der beiden Herren, der alte mit der Brille, dem anderen jüngeren vorerzählt hat, als der mit einem sehr erstaunten Gesicht gerade vor der Hütte stehen blieb, in der ihr Dehm wohnt.

„Ist es nicht merkwürdig, daß sich mitten unter diesen Eifelbauern solche Kolonien erhalten, wie diese hier? Der Bauer nennt die Leute „Huunes“, — ist es nicht leicht denkbar, daß sie Nachkommen jenes Volkes sind, das, von der „Geißel Gottes“ geführt, Europa überfluthete? — Sehen Sie sich einmal das Exemplar da an,“ und er deutete auf den Dehm, der gerade aus dem halb unterirdischen Lehmhause heraustrat, welcher seine Behausung vorstellte, und die Fremden sehr mißvergnügt aus seinen stehenden, schwarzen Augen anschaute, — „denken Sie sich den mit einem Thierfelle bekleidet, auf einem kleinen, zottigen Pferde sitzend und seine Keule schwingend! — Wirklich ein ganz famoscs Exemplar!“

Sie hätte damals gat zu gern gewußt, was ein Exemplar sei: jedenfalls etwas Schlimmes, — und sie wollte auch gern weiter hören, was der alte Herr wohl noch sagen würde; und als die Beiden dann nach Jemand fragten, der ihnen ihr Täschchen nach dem nächsten Orte tragen sollte, war sie schnell hinzugesprungen und hatte sich dazu erboten. — Der Herr hatte sie einen Augenblick forschend betrachtet und dann den Kopf geschüttelt und gesagt: „Schade um diese Augen!“ Aber dann durfte sie ihm die Tasche tragen und ging nun hinter den Beiden her, die langsam durch das Dorf schritten und Alles genau betrachteten.

Vor dem einen Hause war der junge Herr stehen geblieben und hatte es in ein großes Buch eingezeichnet, und das hatte sie sehr gewundert, denn unter all den armseligen Behausungen war dies das allerarmeligste, — nur ein Erdloch mit einer Umwallung von aus-

Auf der hohen Kirchentreppe sitzt ein ganzer Kinderschwarm. Die Mädchen haben die Hände unter ihren Schürzen versteckt, denn es ist ein kalter Aschermittwoch-Morgen, und der Herr Pastor, der heute den ersten Communion-Unterricht ertheilen soll, ist zu einem Kranken gerufen worden und bleibt lange aus. Man könnte freilich ein bißchen herumlaufen oder Versteckens spielen, aber in der Nähe der Kirche darf man keinen Lärm machen, und außerdem ist Allen nicht so recht wohl zu Muth. Der Herr Pastor wird ein strenges Katechismus-Examen abhalten, und wehe dem, der nicht in allen Stücken besteht; wenn man fortgeschickt würde und nicht mit am Frohnleichnamstage zur Communion kommen dürfte, — die Schande wäre zu groß! . . . Außerdem giebt es aber allerlei Wichtiges zu bereben; aus dem benachbarten Kirchdorfe sind auch die Erstcommunicanten herüber gekommen, weil der Pastor da gestorben ist, und sie noch keinen neuen haben; sie stehen zu einem Anäuel zusammengeballt in der entferntesten Ecke des Pfarrhofes und schauen neidisch und scheu zu den Einheimischen herüber. Die haben's gut, die brauchen keine



Am Ufer. — Siehe die Skizze „Der Gisdw“, Seite 180.

gestochenen Nasen und einem flachen Dach von Keisig, aus dem ein altes Stück Ofenrohr als Schornstein herausguckte. Und die riesengroße Linde dahinter hatte der Herr auch abgemalt, ganz deutlich und genau. Und dazu hatte er Etwas vor sich hingemurmelt, etwa wie: „Ganz unglücklich, wirklich unglücklich!“

Aus dem abgemalten Hause waren während der Zeit alle Bewohner herausgefroren, und das waren nicht wenige. Aht Kinder, eins immer kleiner als das andere, purzelten zuletzt um den Fremden herum, bis sie die Kleinen mit ein paar Puffen forttrieb. Und jedesmal, wenn wieder einer von den braunen Knirpsen hervorkroch, wurden die Augen des jungen Herrn größer und erstaunter, und jedesmal sagte er kopfschüttelnd: „Ungläublich, ganz unglücklich!“ Der alte Herr hatte aber gelacht und gesagt: „Ach, das ist noch gar nichts, — das sind alles noch wahre Paläste gegen die Höhlenwohnungen, die vielleicht eine halbe Stunde von hier liegen! Unsere kleine Zigeunerin wird uns hinführen!“

Und auf dem Wege hatte er dem anderen Herrn erzählt, daß diese Hütten nur die Winterwohnungen seien, daß im Sommer die ganze Gesellschaft auf die Wanderung gehe, mit ihren kleinen Planwagen, die von einem mageren Gaul gezogen werden, oder von dem Besitzer selber, — und daß diese Wanderlust auch noch ein Erbtheil ihrer Vorfahren sei, und ganz unüberwindlich, — daß sie den Rhein hinaufzögen und bis nach Belgien hinein, und Kessel und Körbe fütten und betteln und stählen. Und dann hatte er sie gefragt, ob es nicht schön sei, im Sommer zu reisen, und sie hatte erzählt, daß sie immer die kleinen Kinder vom Dehm tragen oder den Wagen schieben helfen müsse, und daß sie noch niemals gestohlen habe, außer zuweilen Kartoffeln oder Rüben aus dem Felde, wenn sie gar zu hungrig gewesen sei. Dann hatte er sie noch gefragt, was sie denn thun wolle, wenn sie einmal älter sein werde, und sie hatte ohne viel Besinnen erzählt, daß sie erst zur Communion gehen und dann vielleicht noch ein oder zwei Jahre bei dem Dehm bleiben müsse, und dann werde sie sich verheirathen. Und der alte Herr hatte sehr ernsthaft mit dem Kopfe geschüttelt, und gemeint: „Ja, ja, — fünfzehn Jahre und ein silberner Trauring, mehr gehört nicht dazu, um immer neues Glend zu erzeugen!“ — Das war ihr sehr verwunderlich vorgekommen, deshalb hatte sie es auch so wörtlich behalten und grubelte auch jetzt noch zuweilen darüber nach.

War das denn wirklich ein Glend? — Freilich, andere Leute wohnten in schönen großen Häusern, und die Kinder hatten satt zu essen und kriegten gewiß nicht so viel Schläge als sie; aber das war sie nun doch einmal gewohnt, und ob ihr Dehm sie prügelt oder später einmal einer der langhaarigen, mageren Bursche, von denen ja irgend einer sie sicher heirathen würde, — darüber dachte sie nicht weiter nach. Sie war nun einmal ein Humes, — warum sollte sie es also besser haben als die Anderen! — Später hatte der alte Herr ihr ein Fünzigpennigstück gegeben für das Tragen der Tasche, und der junge Herr schenkte ihr auch eines, aber für sie extra. Sie war ganz außer sich vor Freude, denn so viel Geld hatte sie in ihrem Leben noch nicht gehabt! — Der Dehm bekam es aber doch heraus, daß sie es hatte, und nahm ihr's ab, und so folgte der Freude ein fast noch größerer Schmerz, weil sie sich schon so sicher im Besitze gefühlt hatte! — Das war das einzige Ereigniß gewesen in ihrem Leben; — sie dachte oft darüber nach, wenn es ihr besonders schlimm erging, und so auch jetzt, während sie hungrig, frierend und ausgestoßen von den Anderen in ihrem Winkel saß.

Da kommt der Herr Pastor! — Bang schaut sie zu ihm auf und freut sich, daß er ein gar ruhiges, sanftes Gesicht hat; er wird sie auch gewiß nicht fortschicken, und sie will sehr fleißig lernen und recht brav sein. Der ganze Kinderschwarm drängt sich hinein in die kleine Dorfkirche, in der es so hell und freundlich und die völlig bekränzt und verziert ist mit Girlanden und Sträußern von künstlichen Rosen mit silbernen und goldenen Blättern. Eine solche Pracht hat sie noch nicht gesehen. Sie vergißt Kälte und Hunger und schaut mit weit offenen Augen um sich. In den Kirchenstühlen auf der anderen Seite haben indessen ein paar behäbige Bäuerinnen Platz genommen, die zuhören wollen, wie ihre Kinder geprüft werden; in einem besonders vergitterten Stuhle sitzt eine städtisch gekleidete Frau mit hellen klugen Augen: die Frau Bürgermeisterin, deren ältestes Töchterchen auch unter den Kindern ist. — Dann beginnt der Namensaufruf. Die fremden Kinder haben eine Liste mitgebracht, und bei jedem Namen, der aufgerufen wird, richtet der Herr Pastor ein paar Fragen an die Betreffenden; es sind lauter Schmitz und Braun und Bauer und Schlosser. Als der Aufruf zu Ende, schaut der Herr Pastor fragend nach dem Bank-Ende, wo das kleine braune Geschöpf zusammengelauret sitzt. Der gefürchtete Augen-

blick ist gekommen, sie muß aufstehen und sich fragen lassen: „Wie heißt Du?“ . . . „Gudula Brakunir“. . . Ein leises Richern entsteht bei dem ungewohnten Namen unter den Kindern. „Bist Du auch aus Heimersdorf?“ — „Nein, ich bin aus Salmerot“. . . Der Herr Pastor versteht nicht recht, warum das Kind hier ist. — „Das ist die Frühmesser-Filiale!“ ruft eine helle, vorlaute Bubenstimme. Jetzt blüht ein Funke des Verständnisses in den klugen und gütigen Augen des Pastors auf. Er erinnert sich eines sonntäglichen Ganges, den er mit dem verstorbenen Confrater nach Salmerot gemacht hat. Er war damals erst kurze Zeit auf seiner jetzigen Pfarrei und war geradezu erstarrt über das Bild von Armut, Schmutz und Verkommenheit, das sich da seinen Blicken bot. Und der Confrater hatte so traurig mit dem Kopfe genickt und gesagt: „Ja, ja, Herr Confrater, diese Filiale ist leider kein Weinberg des Herrn, sondern ein mit dem schlimmsten Unkraut überwucherter Acker, — und ein Jammer ist's, daß da gar nichts zu ändern und zu bessern ist! Man kann es noch als ein Glück betrachten, wenn wenigstens die Mädchen zum Religionsunterricht kommen und man einen winzigen Keim zum Guten in ihr Herz legen kann, der vielleicht aufgeht und gedeiht. Von Tugend und Sitte ist da gar keine Rede! Wenn man glaubt, im Winter mühsam etwas gewirkt zu haben, so fliegt im Sommer das ganze Gesindel davon und kommt schlimmer als vorher zurück!“ Und als der Pfarrer ganz erstaunt und empört etwas von Gewaltmaßregeln und weltlichen Behörden geredet, hatte der Andere nur trübe lächelnd den Kopf geschüttelt: „Da ist nichts zu machen Herr Confrater! Die Leute wollen es nicht besser! Auf ihren Sommerreisen verdienen sie mit Korbflechten und Kesselflechten genug, um im Winter leben zu können. So ein fauler Halunke läßt Winterkling Frau und Kinder betteln und Holz stehlen, damit er warm und trüg hindämmern kann und prügelt sie zur Belohnung allenfalls noch gehörig durch, — und wenn die Mädchen fünfzehn, sechzehn Jahre sind, verheirathen sie sich mit eben solchen nichtsbrauchenden Schlingel, um das gleiche Leben zu führen! Arme Dinger! Die meisten von ihnen sind nicht einmal so sehr schlecht, als sie es eigentlich in solcher Umgebung werden müßten!“

Daran denkt der Herr Pastor und schaut mit Mitleid auf das arme kleine Geschöpf. „Wie alt bist Du?“ — „Im Herbst dreizehn!“ — „Was sind Deine Eltern?“ — „Hab' keine!“ — „Und bei wem bist Du?“ — „Bei meinem Dehm!“ — „Was thut er denn?“ — Gudula schweigt bedrückt. — Die helle Stimme von vorhin antwortet für sie nochmals: „Ach, es ist ja nur ein Humes!“ Und ein allgemeines, unterdrücktes Gelächter folgt, das aber durch einen strengen Blick des Pastors schnell gedämpft wird. — „Wirst Du auch regelmäßig zum Unterricht kommen können?“ fragt der Herr Pastor weiter. — „O ja, ich lauf' schon fort!“ Dabei hat's sein Bewenden, und Gudula Brakunir darf bleiben.

Wer ist glücklicher als sie! Mit großen, verständnisvollen Augen folgt sie dem Unterrichte, und als bei einer schwereren Frage eine sehr bedeutende Stille über der Kinderschar liegt, hebt sich schüchtern ihr brauner Finger in die Höhe und ihre helle Stimme giebt richtige Antwort. — Das wiederholt sich noch ein paar Mal im Laufe des Unterrichtes und veranlaßt den Herrn Pastor, halb unbewußt öfters nach der Stelle zu blicken, wo Gudula sitzt.

In der Pause, in der die anderen Kinder unglücklich große Butterschnitten verzehren und Gudula wieder traurig im Scheunwinkel sitzt, pflanzt sich der größte und dickköpfigste der Buben drohend vor ihr auf: „Miserabler Humes Du, — wenn Du Dich noch 'mal unterstehest, aufzuzeigen, wenn wir Andern nichts wissen, wirst Du 'mal sehen, was es seht! So viel Haue, daß Du froh bist, wenn Du nicht mehr aus Deinem Diebsnest herauszukriechen brauchst!“ Und die rechte Faust zuckt langsam aus der Hofentasse hervor und macht eine sehr verständliche Bewegung nach Gudula hin. In diesem kritischen Augenblick kommt ihr unverhoffte Rettung. Zwischen sie und ihren Bedränger schiebt sich fest ein zierliches Figürchen, und ein helles Stimmchen sagt in höchst energischem Tone: „Du solltest Dich was schämen, Du großer dummer Junge Du! Wenn Du zu faul bist, um 'was zu lernen, und zu einseitig, dann laß' wenigstens andere Leut' in Ruh'! Wart' nur, wenn ich's der Schulzenfrau sag', daß Du zweimal nichts gewußt hast!“ Und zu der staunenden Gudula gewandt, fährt ihre Beschützerin fort: „Du, Du sollst nach dem Unterrichte 'mal zu meiner Mama kommen,“ — und dann geheimnißvoll flüsternd: „weißt Du, ich glaube, Du kriegst mein blaues Kleid, das ist noch sehr gut, und, — und, — da hast Du mein Butterbrod!“ — Und fort ist die Kleine.

Gudula sitzt eine ganze Weile wie betäubt. Dann beißt sie mechanisch in das Butterbrod und sucht sich klar zu machen, was geschehen ist. Des Bürgermeisters Dora hat mit ihr gesprochen, sie in Schutz genommen, ihr ein Butterbrod geschenkt, und sie soll ein Kleid

von ihr haben. Sie hat mit ihren scharfen Augen wohl bemerkt, daß die Bürgermeisterin vorher mit Dora gesprochen und nach ihr hingeschaut, aber so Etwas, — nein, das hat sie nicht erwartet! Und augenblicks fällt ihr ein, daß sie ein warmes geschütztes Plätzchen irgendwo weiß, wo es gewiß jetzt schon Schneeglöckchen giebt, — die soll Dora haben in der nächsten Woche!

Als der Unterricht beendet, haben der Herr Pastor und die Frau Bürgermeisterin noch eine kurze Besprechung mit einander. Sie ist eine Frau mit scharfen klugen Ohren und Augen und mit vieler Menschenkenntniß und kennt ganz besonders die Dickköpfe und Vorurtheile ihrer bäuerlichen Umgebung. — „Ich werde schon dafür sorgen, daß die Andern das arme Ding nicht herumitosen,“ sagt sie sehr energisch, — „erst muß sie 'mal was Ordentliches anziehen kriegen, damit sie aussieht wie die Anderen, und dann wollen wir 'mal sehen, wie sie sich macht! Ich werde mich ihrer ein bißchen annehmen, — 's ist ja eine Sünde, daß ein solch' armes Ding so verwahrlost aufwächst!“

Als Gudula später das Bürgermeister-Haus betritt, hat sie ein ziemlich scharfes Verhör zu bestehen, während dessen die Bürgermeisterin zuweilen heftig die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und ausruft: „Ist es denn die Möglichkeit!“ — Nachher bekommt Gudula einen Teller köstlicher warmer Suppe, und dann erscheinen allerlei Schätze vor ihren erstaunten Augen. Zuerst ein schönes buntgestreiftes Hemd, in dem kein einziger Riß zu sehen ist, ein ebenso gutes Unterrockchen und zuletzt das bewußte blaue Kleid. Sie muß sich in einem Kämmerchen ankleiden und schaut dann voller scheuer Bewunderung an sich selbst nieder. Daß diese kostbaren Sachen ihr gehören sollen, kann sie kaum fassen. Wenn sie nur der Dehm ihr nicht wieder abnimmt! — Nachdem sie der Bürgermeisterin ein „daussend Mal merci!“ gesagt, packt sie sorgfältig ihre Lumpen in ein Bündelchen, und rennt wie gejagt ihrer trübseligen Heimath zu.

Am nächsten Unterrichtstage erscheint Gudula im vollen Glanze der geschenkten Sachen, krebsth im Gesicht vom Waschen und Reiben, und mit beinahe triefendem Haar in der Kirche. In der Hand hält sie einen wundervollen Strauß von Schneeglöckchen, den allerersten des Jahres, den sie verlegen Dora in die Hand drückt. „Die sind für Deine Mutter,“ flüstert sie dabei. — „Es steckt ein guter Kern in dem Kind,“ meint die Bürgermeisterin, und beim nächsten Male bekommt Dora auch für Gudula — oder Göde, wie sie genannt wird, — ein Frühstück mit.

Nach den ersten Unterrichts-Stunden geschieht etwas Unerhörtes. Göde ist die einzige, die eine Schriftstelle richtig und wörtlich herjagen kann; sie rückt eine ganze Bank aufwärts und kommt dicht vor den Herrn Pastor zu sitzen. Daß sie nachher nicht halb todt geprügelt wird, hat sie ganz allein Dora's Autorität zu danken, die sie freudestrahlend mit nach Hause nimmt.

Dort wird zunächst Göde's äußere Erscheinung genau geprüft. „Du hast das Kleid gut gehalten,“ meint die Bürgermeisterin, „hast Du's denn zu Hause nie an?“ — Tief erröthend schüttelt Göde den Kopf. „Warum denn nicht?“ — „Hab's im Walde versteckt!“ — „Aber warum denn das?“ — „Ach, sie würden mir's doch wegnehmen,“ klagt Göde. — „Und wenn ich Dir sonst 'was schenkte?“ — „Das dürfte ich Alles nicht behalten.“ — „Was machst Du denn den ganzen Tag zu Hause?“ — „Kinder warten, kochen, Körbe flechten und die Ziege hüten.“ — „Und wann lernst Du Deinen Katechismus?“ — „Wenn ich mit der Ziege im Walde bin, sonst darf ich nicht! Wenn's der Dehm sieht, giebt's Prügel!“ — „Glaubst Du, daß Dein Dehm Dich fortlassen würde, wenn ich Dich zu mir nehmen wollte, vielleicht als Kindermädchen oder so Etwas?“ — Eine helle Freudenstrahlung geht in Göde's Gesichtchen auf, aber nur für einen Moment; dann schüttelt sie niedergeschlagen den Kopf.

„Aber, das thut er nicht; wer sollt' denn die Arbeit schaffen und im Sommer den Wagen ziehen helfen, wo doch seine Frau immer krank ist? Und im Winter geht's erst recht nicht, wo ich immer in den Wald laufen und mit Besen auf die Dörfer gehen muß! Und das wär' auch gar nicht vassend für mich, in einem so feinen Haus Kindsmagd zu sein! Dazu wär' ich viel zu gering!“ — Die Bürgermeisterin ist nachdenklich geworden; das Kind mit den guten Anlagen und den traurigen Augen geht ihr nicht aus dem Kopfe. Aber als sie nach Tisch mit ihrem Manne darüber spricht, seht der ihr überzeugend aus einander, daß da gar nichts zu helfen sei. „Wenn wir sie vielleicht auch ein paar Jahre behielten, dann holt der Alte sie doch wieder fort; sie muß sich ja so bald als möglich mit solch' jungem Taugenichts verheirathen, und die Gewöhnung an bessere Verhältnisse würde sie nachher noch viel unglücklicher machen, als sie es jetzt ist“ . . .

^{*)} In der Eifel haben sich aus der Zeit der französischen Herrschaft noch viele derartige Ausdrücke im Volke erhalten.

Allmählig bürgert sich das fremde Kind im Bürgermeistereihaus ein. Nicht, daß sie irgend etwa Vortheil für sich sucht, — ihr Kleid ist immer sauber und ganz, was sollte sie also nöthig haben! Aber zu Dora kommen zu dürfen, bescheiden in einer Ecke zu sitzen und mit großen Augen zuzusehen, was Alles im Hause geschieht, scheint ihr höchster Genuß zu sein. Der kleine dreijährige Hans, Dora's einziges Brüderchen, ist ihre Wonne; immer hat sie etwas für ihn in der Tasche, ein Pfeifchen aus Hollunderrinde, Hafelfläßchen, einen hübschen, glänzenden Stein, und einmal sogar ein zierlich und mühsam geflochtenes Körbchen! — Der kleine Bube dankt ihr das durch eine innige Zuneigung; sein helles Zauchzen kündigt der Bürgermeisterin stets an, wenn Göde mit Dora vom Unterricht kommt. Die kluge Frau hat eine große Vorliebe für das fremde Kind: Göde's Verneiner, ihr Ehrgeiz und ihre Klugheit regen auch die phlegmatische Dora zu höheren Leistungen an. Der Mutter anfängliche Besorgniß, daß Dora vielleicht doch Schlimmes von dem verwahrlosten Kinde lernen möge, ist vollständig gewichen. Manchmal erzählt Dora harmlos irgend eine Aeußerung Göde's, die ihr an's Herz geht: „Mutterchen, Göde fragte mich heute Morgen, ob Papa auch nicht böse sei, wenn sie mit mir kommt? — Weil er doch der Herr Bürgermeister sei, und so hoch und vornehm?“ — Und ein andermal: „Mutterchen, heute hat der Herr Pastor gesagt, vor Gott seien alle Menschen gleich, und da hat Göde mich gefragt, ob ich wirklich glaube, daß sie gerade so gut in den Himmel kommen könne als ich!“

Von ihrem „zu Hause“ erzählt sie nichts. Dora fragt sie zuweilen irgend etwas, aber dann wird Göde über und über roth und schweigt. Sie schämt sich. Ihren Gedankengang verräth aber doch eine Aeußerung, die von der Bürgermeisterin belauscht wird, während die beiden Kinder auf der Bank vor dem Hause den Katechismus lernen. „Du, Dora, ehe ich zu Euch kam, meinte ich immer, alle Männer schlugen ihre Frauen jeden Tag, und alle Kinder würden immer ausgezankt und geprügelt! Es ist doch gut, daß es noch Leute giebt, denen es besser geht als uns“ . . . Und nach einer Pause fährt Göde fort: „Für mich ist es aber schlimm, daß ich's weiß, denn zu Hause muß ich den ganzen Tag d'r an denken, womit ich's wohl verdient habe, daß es mir so böse geht!“ —

Langsam rückt der feierliche Communiontag näher. Oftern und Pfingsten sind vorübergegangen; Göde hat riesige Weizen- und Raibblumensträuße mitgebracht, und am Pfingstmontag nach der Vesper hat vor versammelter Gemeinde eine feierliche Prüfung der Communicanten stattgefunden. Sie haben Alle ihre Sache gut gemacht, aber am allerbesten doch Gudula Brakunir. Ihre helle klare Stimme schallt durch die ganze Kirche, wenn sie antwortet, und Alles, was sie sagt, ist richtig. Am Schlusse hält der Herr Pastor eine Ansprache und sagt, daß sie Alle brav und gut gelernt und sich während der Zeit des Unterrichts auch fromm und gottesfürchtig betragen hätten; er lobt die fremden Kinder, die immer so pünktlich den weiten Weg gemacht, und vor Allem Gudula Brakunir, die am allerweitesten zu gehen habe und stets zur rechten Zeit an ihrem Plage gewesen sei. Dann erhält jedes der Kinder ein schönes, bunt bemaltes Heiligenbild, und stolz und froh eilen sie nach Hause.

Gudula geht mit Dora; sie darf den ganzen Sonntag-Nachmittag bei ihr bleiben und ist glücklich und selig. Während des Nachmittags hat die Bürgermeisterin eine Unterredung mit ihrem Manne, der zu Beginn derselben ein wenig brummt und allerlei Einwendungen zu machen hat, zum Schlusse aber nachgiebt und mit einem zufriedenen Lächeln seine Frau küßt. Das Resultat ist ein sehr erfreuliches für Göde. Die Bürgermeisterin sagt ihr, daß sie für ihre Kleidung am heiligen Tage sorgen wird und stellt ihr frei, ob sie ein weißes Kleid tragen will, wie Dora, oder ein schwarzes mit einer bunten Schürze, wie die anderen Bauernkinder. Göde ist einen Augenblick sprachlos; ein Strom von Thränen stürzt aus ihren Augen, und dann stammelt sie mit halberstickter Stimme: „Ach, ein weißes wäre wohl schön, aber, — wenn ich denn's Ausschauen hab', möcht ich doch gar gern gekleidet sein wie die Anderen!“ . . . Den ganzen übrigen Nachmittag ist Göde nicht so lustig als sonst, sie sitzt ruhig in ihrem Winkel oder auf der Bank, aber als sie sich unbeobachtet glaubt, erstirbt sie beinahe den kleinen Hans vor lauter Lieblosungen, — sie muß ihr übervolles Herz durch etwas erleichtern, und wohl zwanzigmal hört Dora sie mit leiser Stimme sagen: „Wie die Anderen, grad' wie die Anderen!“ . . .

Und dann kommt der Frohnleichnamstag heran. Das ganze Dorf ist betränkt und beslaggt und geschmückt; über allen Thüren hängen Guirlanden von dicken, flammend-rothen Pfingstrosen und von Fliederblüthen. Die Straßen sind mit Gras und Blumen bestreut, daß man geht wie auf einem Teppich. In der Kirche ist ein Prunk und Glimmern von Scharlachthuch, von bunten Bannern und farbigen Sträußen und Lichtern, daß man schier geblendet ist von aller Pracht. Auch im Bürgermeister-

hause ist Alles auf's beste geschmückt. Ueber der Thür hängt eine prächtige Guirlande von Moos und Bergknechtchen. Göde hat sie gestern gebracht, mit rothen Bäden und strahlenden Augen. Drinnen im Zimmer steht Dora im weißen Kleide, zitternd halb vor frommer Erwartung und halb vor irdischer Glückseligkeit. Alle Mitglieder des Hauses sind in stummer Bewunderung um sie versammelt. Und Göde? Ihr ist's wie ein himmlischer Traum. Die Bürgermeisterin selber hat sie angekleidet, und sie steht starr und steif und wagt sich kaum zu rühren. Das kostbare schwarze Kleid haucht sich in weiten Falten um sie auf und reicht bis auf ihre Füße. Darüber liegt die himmelblaue Schürze, mit einem wirklichen breiten, seidernen Bande zugebunden. Auf dem Kopfe sitzt der grüne Kranz, — kein weißes kleines Kränzchen wie Dora es hat, nein, ein richtiger Bauernkranz mit großen grasgrünen Blättern und mit einem goldenen Fliedersträußchen an der Seite. Ein ebensolcher Kranz ist um die Kerze gewickelt, die sie jetzt mit einem steifen weißen Taschentuche in die Hand bekommt, dann noch das neue Gebetbuch mit dem dicken Goldkreuze darauf, — und sie schreiten unter dem Geläute der Glocken zur Schule, und von da in feierlichem Zuge unter dröhnenden Völlerschüssen zur Kirche. Göde ist ganz verzückt; einmal faßt sie krampfhaft Dora's Hand und flüstert in ihr Ohr: „Ach, ich bin gerade wie die Anderen, — denke doch, Dora, grad' wie die Anderen!“

Das Hochamt ist lang und feierlich. Manche Thräne fällt während desselben aus Mutteraugen herab für die Kinder, die heute den schönsten Tag ihres Lebens feiern. Und wie rührend und zum Herzen dringend predigt der Herr Pastor; wie legt er den Eltern an's Herz, die guten Keime zu pflegen und die köstliche Gnade zu bewahren, die heute in die Kinderseelen sich hernieder senkt! Die höchste Gnade Gottes wäre es, sagt der Herr Pastor am Schlusse seiner Rede, wenn er diese Kinder zu sich in sein Reich nähme, an diesem heiligsten Tage ihres Lebens, nachdem er alle seine Gnade in reichster Fülle über sie ausgegossen hat. Und dann ermahnt er die Kinder, nie dieses Tages zu vergessen und die Erinnerung an ihn festzuhalten als Schild und Stab in den Versuchungen des Lebens.

Die Bürgermeisterin in ihrem vergitterten Stuhle denkt mit Wehmuth und Sorge daran, daß sie mit dem heutigen Tage Göde wieder aus den Augen lassen, daß sie so gar nichts mehr für sie thun kann, sondern sie schier hoffnungslos in Elend und Laster zurückversinken lassen muß; und ein inbrünstigeres Gebet steigt gewiß aus all den Mutterherzen nicht zum Himmel auf, als das für das fremde arme Kind aus dem ihrigen . . .

Nachdem die Feier beendet, tritt auch das Irdische wieder in seine Rechte. Die Kinder stehen vor der Kirchtür und begucken und bewundern sich gegenseitig. Dora hält die Hand Gudula's fest, die heute kein beleidigendes Wort hört; ja, auch sie erhält von jedem der Mitcommunicanten ein schönes Heiligenbild, wie die Sitte es vorschreibt. Und glücklich gehen nachher die beiden Kinder mit ihren Schätzen nach Hause.

Während des ganzen Tages ist Göde still und in sich gekehrt. Sie hat kaum etwas von den guten Sachen gegessen, die Dora auf ihren Teller häuft. Daß sie mit bei Tische sitzt, hat das Maß ihrer Seligkeit kaum zu erhöhen vermocht, — es kommt ihr nichts mehr wunderbar vor. — Manchmal übersieht es sie wie ein Schauer; sie fragt sich, was ihr der morgige Tag bringen wird, und sagt sich, daß dann Alles zu Ende sein muß; aber der Gedanke ist schnell vorüber und erhöht eigentlich nur das Glück des Augenblicks. Ja, es ist in Wahrheit der glücklichste Tag ihres freudenarmen Lebens! —

Nach dem Nachmittagsgottesdienst sitzen Dora und Göde stillglücklich auf der Bank vor dem Hause und betrachten ihren Bilderreichtum. Göde hat beinahe solch' schöne und buntbemalte Bilder als Dora; besonders eins, das der kleine Hans ihr geschenkt, ist gar zu herrlich; ein großes Herz ist darauf, welches man aufheben kann und darunter ist ein Christkind, das segnend die Hände ausstreckt.

Die Bürgermeisterin sitzt am Fenster und macht nach den Aufregungen des Tages ein Schläßchen. Der kleine Hans ist mitten auf die Straße gekrochen und spielt mit dem Gras und den Blumen, die da gestreut sind.

Und plötzlich tönt durch die sonntägliche Stille ein seltsam klirrender Ton, wie aus weiter Ferne. Die Bürgermeisterin hebt verwundert den Kopf in die Höhe und dann, — einen Augenblick später tönt ein doppelter Schreckensschrei. Um die Biegung der Dorfsstraße rast ein scheu gewordenes Pferd, mit den tollsten Sprüngen einen kleinen Charabanc hinter sich her schleudernd, — kaum fünfzig Schritte von dem kleinen Hans entfernt, der flehend seine Händchen ausstreckt. Das Kind ist verloren! Die Bürgermeisterin schließt die Augen, — ehe sie nur an der Zimmerthür sein kann, ist Pferd und Wagen über ihren Liebling hinweggegangen. Aber schon ist mit einem kurzen scharfen Schrei Göde Brakunir bei dem Kinde. Mit einem gewaltigen Stoße fliegt

der Kleine in den gegenüber liegenden Straßengraben, dann fühlt sie selber einen plötzlichen furchtbaren Schlag, und dann ist's Nacht um sie.

Das ganze, vor einer Minute noch so glückliche und ruhige Haus ist von Geschrei und Wehklagen erfüllt. Auf dem Sopha liegt Göde, bleich mit geschlossenen Augen. Ein Blutstrom dringt aus ihrem Munde und färbt das Kleid und die Schürze. Die Bürgermeisterin kniet neben ihr und versucht sie zum Bewußtsein zu bringen, aber vergeblich. Dora hat Hans geholt, — ob ihm etwas geschehen, ist noch ungewiß. Dann tritt der Doctor ein, und nach einem Blicke auf den schreienden Jungen wendet er sich Göde zu. Eine kurze Untersuchung, dann ein Achselzucken. „Sie wird kaum davontommen, einweilen läßt sich da wenig thun. Es ist nichts gebrochen, aber das Pferd muß sie am Hinterkopf getroffen haben,“ sagt er. Nun kommt Hans an die Reihe. Außer einer kleinen Schramme ist er heil und gesund. „Wahrhaftig eine Heldenthat von dem armen Ding,“ meint der Doctor theilnahmsvoll; „von zwanzig Erwachsenen hätte das noch nicht Einer fertig gebracht!“ Dann entsteht ein emsiges Bemühen um Göde, und alle Mittel werden angewendet, um sie zum Bewußtsein zu bringen. Ohne Erfolg! —

Aus einer tiefen, todtähnlichen Betäubung erwacht Göde Brakunir erst, als die Abendsonne schon golden durch die Fenster des Zimmers scheint, in welches man sie gebettet hat. An ihrem Lager sitzt die Bürgermeisterin mit vom Weinen verschwollenen Augen, und am Fußende steht Dora, groß und erstaunt auf das Gesicht Göde's blickend, welches sonst so braun und so lustig ist und jetzt schon den starren Stempel des Todes trägt. Da ist auch der Herr Pastor, mit einem Antlitze, in dem sich Trauer, Rührung und Freude wunderlich mischen, und Dora's Vater, der mit Mühe seine schmerzliche Erregung beherrscht. Göde weiß nicht, warum sie Alle so theilnahmsvoll anschauen. Ihr ist sehr wohl; sie fühlt keine Schmerzen, sie ist nur ein wenig müde. Als sie den Arm aufheben will, gelingt ihr's nicht, und den Kopf kann sie kaum zur Seite wenden, aber sie achtet nicht darauf, denn plötzlich kommt ihr die Erinnerung an das Geschehene zurück, und damit der ängstliche Gedanke, ob auch der Kleine unverletzt geblieben ist.

„Der Junge?“ fragt sie und ist erstaunt, daß ihre Stimme, so sehr sie sich anstrengt, nur ein heiseres Flüstern ist. Die Augen der Bürgermeisterin füllen sich wieder mit Thränen; sie vermag kaum zu antworten auf diese Frage, die ihr von Neuem zeigt, wie wenig das arme, verwahrloste Wesen vor ihr an sich selber denkt. Aber die unruhigen, geängstigten Augen Göde's mahnen sie, und sie holt schnell den Kleinen herbei, der jauchzend und zappelnd die Arme nach Göde ausstreckt.

Als Göde beruhigt ist, läßt sie langsam den Blick im Zimmer umher wandern. Wie ihr dieser ganze Tag als ein wundervoller Traum erscheint, so auch das Ende desselben. Sie kann es kaum fassen, daß sie, Göde Brakunir, hier auf einem weichen, weißen Bette liegt, mit Dora's Nachtleidern angethan, und von theilnehmenden Gesichtern umgeben. Und plötzlich kommt ihr der Gedanke, daß sie vielleicht sterben muß! — Sterben? — Das Wort, der Gedanke haben für sie nichts Schreckliches. Was hat doch der Herr Pastor am Schlusse seiner Predigt gesagt? — „Die höchste Gnade von Gott würde es sein, wenn er eines von Euch am Tage seiner ersten Communion zu sich in den Himmel rief?“ — Vielleicht ist ihr diese Gnade Gottes beschieden? — Was erwartet sie denn auch zu Hause! — Schläge und rohe Worte vom Dehn, Hunger, Elend, Sünde! Sie schaudert, wenn sie daran zurückdenkt. Nein, tausend Mal lieber sterben, nachdem sie ihren Wohlthätern gedankt hat! — Eine Minute lang kommt ihr ein Gedanke, der ihr das Scheiden schwer macht. Das neue schwarze Kleid und die blaue Schürze, — es ist schade, sehr schade, daß sie darin nun keinen Sonntag mehr prangen kann! Aber ist es nicht eine schwere Sünde, immerfort an das Kleid zu denken, am Tage der ersten Communion, und am Tage des Sterbens? — Ob sie wirklich sterben darf? — Sie fühlt, daß der Herr Pastor ihr am ehesten wahrheitsgetreu antworten wird, und ein Blick ihrer Augen ruft ihn zu sich heran. Er muß sich nahe zu ihr herabbeugen, als sie mit erwartungsvollem Blicke flüstert: „Die höchste Gnade?“ — Er versteht sie indeffen nicht, bis sie hinzusetzt: „Heute sterben? Bin ich denn würdig?“ — Dem alten Manne sieht eine schwere Thräne im Auge, da er ihr antwortet: „Braves Kind, Du denkst an das, was ich Euch am Schlusse der Predigt sagte! Würde es Dich nicht schmerzen, wenn Gott Dich heute zu sich nehmen wollte?“ — „Nein!“ — „Du würdest es also als eine Gnade Gottes betrachten, wenn er Dich zu sich rief?“

„Ja, — ja!“ — Ein Wink ihres Auges fordert den erschütterten Priester auf, sich näher zu ihr herab zu beugen. — „Ich bin eine so große Sünderin,“ flüstert



Fräulein Else und das Lieutenants-Quartett.

„Was bedrückt Dich denn noch, Göde?“ — „Hab' heute so viel an das neue Kleid und die Schürze gedacht! . . .“ „Gott wird Dir die Sünde nicht anrechnen, mein Kind,“ jagt milde der Herr Pastor, und schlägt das Zeichen des Kreuzes über sie, „bitte Du für uns Sünder, wenn Du in sein Reich kommst. . .“

Einen Augenblick liegt sie ganz still. Dann schießt noch ein anderer Gedanke durch ihren Sinn. „Meine Bilder! . . . Alle, — Dora soll sie haben! . . .“

In diesem Augenblick tritt der Arzt ein. Eine kurze Untersuchung folgt.

„Es geht zu Ende,“ sagt er. Er glaubt, das Mädchen, das mit geschlossenen Augen daliegt, höre ihn nicht mehr und erschrickt, als sie plötzlich flüstert: „Höchste Gnade Gottes! . . .“ Und dann, mit den Worten, mit dem der betelnde Gummis für die empfangene Gabe dankt: „Merristi auch tausendmal!“

hat Göde Brakunir ihre irdischen Angelegenheiten geordnet. Diese Stille herrscht um sie. Ihr

Kopf liegt noch immer auf dem Arme der Bürgermeisterin, und zuweilen fällt ein schwerer Tropfen auf ihre Stirn; sie fühlt, daß es eine Thräne ist, um sie geweint. Sie ist sehr glücklich, sie athmet immer freier, immer leichter, — und dann tönt die bewegte Stimme des Pfarrers durch das halbdunkle Zimmer: „Sie ist in Wahrheit selig entschlafen.“

Auf dem stillen Dorffriedhofe, neben einer langen Reihe von Gräbern, in welchen die Vorfahren der Bürgermeister-Familie den Schlaf des Friedens schlummern, liegt ein kleiner Hügel, mit einem einfachen weißen Sandsteinkreuz und der Inschrift: „Gudula Brakunir. Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“ Mehr braucht es nicht. Ein Fremder kommt selten zu dem stillen Orte, und die Dörfler, die am Sonntag Nachmittag ihre Todten besuchen, wissen ohne viel Worte, wen der Hügel birgt. Auf keinem Grabe gedeihen und wuchern Epheu, Immergrün und Bergfahnenmeißel so üppig als auf diesem; die ungläubigen Menschen behaupten, weil die Kinder des Bürgermeisters mit nimmermüder Sorgfalt Erde aus dem Walde herbeischleppen, und tagtäglich das Plätzchen besuchen und pflügen. Nur Bürgermeisters Hans weiß es besser; die Göde hat extra den lieben Gott gebeten, Alles so schön wachsen zu lassen, „weil sie uns doch jetzt keine Blumen mehr bringen kann. Und das thut der liebe Gott auch, weil er die Göde ganz besonders lieb hat.“

Abdruck verboten.

Der Eislöwe.

Figuren aus dem Großstadt-Leben.

Von F. von Zobeltitz.

Mit sechs Zeichnungen von Fr. Stahl.

Es ist lächerlich, es zu sagen, aber ich habe sie einmal wirklich geliebt! Und bei diesen Worten ließ der Eislöwe sein Monocle fallen und machte ein höchst elegisches Gesicht, sodaß man ihm seine Verheuerung auf diesen physiognomischen Nachsag hin vielleicht hätte glauben können, wenn Graf Schoddyn's Renommé als der lebenswürdigste Lügner des Jahrhunderts nicht weit über die Hauspfosten sämtlicher Legationen Europa's hinaus verbreitet gewesen wäre. . . .

In den Monaten December bis März wurde Schoddyn immer nur der Eislöwe genannt, — notabene, erst seit drei Jahren, denn erst in diesen letzten drei Jahren hatte sich seine Vorliebe für den Eisport so rapide entwickelt, daß er beispielsweise im Holländern, im Rückwärtslauf und im Curvenziehen als ein Unicum an halbschneidiger Geschwindigkeit gelten konnte. Schoddyn war, so lange man ihn kannte, Secretär bei der — schen Botschaft. Ehrgeiz schien er nicht zu besitzen, sonst hätte er längst Legationsrath sein müssen, und auch seine vorgelegte Behörde hielt von seiner diplomatischen Tüchtigkeit sicher nicht viel, denn man hatte noch nie gehört, daß er zu einer Beförderung eingegeben worden wäre. Dagegen war er für Repräsentationszwecke unbezahlbar. Er war nämlich ein ausnehmend schöner Mann, — ein wirklich schöner Mann mit einem charakteristisch geschnittenen Aristokratenkopfe und einer so prachtvollen Figur, daß sein Pariser Schneider (ein sehr berühmter Schneider) einmal geäußert hatte, man brauche nur dem Apoll von Belvedere gehörig Maß zu nehmen, um für den Grafen Schoddyn einen fehlerlos sitzenden Gesellschafts-Anzug zu „componiren“. Nebenbei besaß er eine frappirende Sprachkenntniß, d. h. eine erstaunliche Gewandtheit, sich in allen möglichen Idiomen nach kurzem Studium so fadde wie möglich auszudrücken. Ich sage „faded“, aber Graf Schoddyn wird mir dieses böse klingende Eigenschaftswort verzeihen, es ist nicht so böse gemeint. Da man den schönen Mann nämlich in hervorragender Weise bei dem Empfange exotischer Herrscher beschäftigte, so war seinen Vorgesetzten die merkwürdige Oberflächlichkeit in der Conversation, über die er verfügte, von großem Werthe, und in dieser Beziehung hielten seine Behörden doch etwas von ihm, sogar sehr viel. Schoddyn stammte aus einem alten böhmischen Geschlecht und hatte das Glück, seinem schön klingenden Namen noch verschiedene andere Namen, Rangtitel und Partikelchen anhängen zu dürfen; voll ausgesprochen hieß er Bogislav Schoddyn, Graf von Selterke, Freiherr von Obshuh und Rheuten, Edler zu Sabler-Sawe. Das waren Alles alte Familiennamen seines Geschlechtes, und man kann sich denken, wie gewaltig den exotischen Herrschern diese Fülle von Klingklang imponirte. Ich will hier auch nicht verschweigen, daß sein erster Vorgesetzter, der Botschafter, bei einer Hof-tafel auf die Frage seines Landesherrn: „Ist der Schoddyn denn noch immer Secretär bei Euch?“ unterthänigst erwiderte: „Majestät verzeihen, ich möchte ihn halt nicht gern laufen lassen, — er heißt so schön!“ — eine Antwort, die viel belacht und viel colportirt wurde, und die auch dem ewigen Legationssecretär zu Ohren kam, ohne daß er sie übel nahm.

Er war überhaupt nicht empfindlich, — aber das war noch nicht seine beste Seite. Schoddyn besaß mannigfache „beste Seiten“. Er war ein gut-

müthiger Kerl und trotz seiner bodenlosen Eitelkeit, trotz seiner gern zur Schau getragenen äußeren Oberflächlichkeit, die er für allein vornehm hielt, und trotz seiner Faulheit im Dienstleben nicht ohne Geist und Witz. Leider war er wenig bemittelt, und diese Armuth nagte an ihm wie ein beständiger Gewissensbiß. Seit zehn Jahren befand er sich auf der Jagd nach einer reichen Frau, aber er hatte immer Pech, wenn er auf die Freite ging. So auch das letzte Mal, als er um eines mächtigen Geldsackes willen, aus dem noch dazu ein allerliebstes brünettes Gesichtchen mit einem Paar sehr feder, dunkler Augen hervorlachte, zum Eislöwen wurde. . . .

„Also, Sie haben auch einmal wirklich geliebt?“ fragte ich auf die Apostrophe Schoddyn's zurück.

Er legte die in rehsfarbnes Leder gefledete Rechte wie zum Schwur auf seine Herzseite.

„Wirklich,“ entgegnete er, „und gerade die, — die!“

Wir standen am Ufer der Rousseau-Insel im Berliner Thiergarten, und die Sonne war im Scheiden. Ein herrlicher Wintertag ging zur Rüste. Die Purpurfäden des Abendroths hingen am Reif des Strauchwerks und durch das Geäst der Bäume, auf dem sich schillernde Eiskristalle festgesetzt hatten, glühte der Himmel in hundert bunten Reflexen. Mit Beginn der Dämmerung sollte die Illumination beginnen; zahlreiche farbige Ballons hingen bereits zwischen dem Gezweige, und hier und dort spannten sich große Bogen mit elektrischen Zulen über der Eisbahn aus. Die Gesellschaft, die sich auf blanken Stahlschienen über der beständig leise klingenden und spiegelglatten Fläche bewegte, war das, was man im besseren Sinne als „gemischt“ bezeichnen kann, d. h. die elegante junge Welt beiderlei Geschlechts, in Civil, in Uniform und in reizenden Pelzjacken überweg.

„Gerade die,“ hatte Schoddyn gesagt, und mein Auge folgte unwillkürlich seinem weit aussehenden Blicke. Da sah ich mitten auf der Bahn, ganz vereinsamt, ein junges Mädchen stehen. Eine sehr hübsche Erscheinung, zweifellos, aber mit einem scharfen Stich in's Auge. Woran das lag? — ja, du lieber Himmel, das ist schwer zu beschreiben, — es läßt sich so etwas, das lediglich im Gefühle liegt, auch nicht recht in Worte kleiden. Die kleine Person war mit äußerstem Chic gekleidet. Die dunkelblaue Kazabanka umschloß zart mädchenhafte Formen und unter dem Kleidsaume schauten allerliebste Stiefelchen hervor, an denen man genau sechs Knöpfe abzählen konnte. Sie war in Schlittschuhen, wie die meisten Anderen, aber sie schien zu pausiren; die frische Luft und der Eislauf hatten dunkelrothe Tinten auf ihr niedliches Gesicht gemalt, und die Augen bligten schelmisch und lebhaft unter der Kappe hervor. . . .

„Also die,“ wiederholte ich, und nun fiel mir plötzlich ein, was man sich über den letzten Freitagsgang des Eislöwen zu erzählen wußte, und zögernd fuhr ich fort: „Ah, — das wäre demgemäß Fräulein —“

„Fräulein Else Mahuert, — ganz richtig,“ fiel Schoddyn leuchtend ein. „Mein lieber Freund, es war ein gräßliches Pech!“

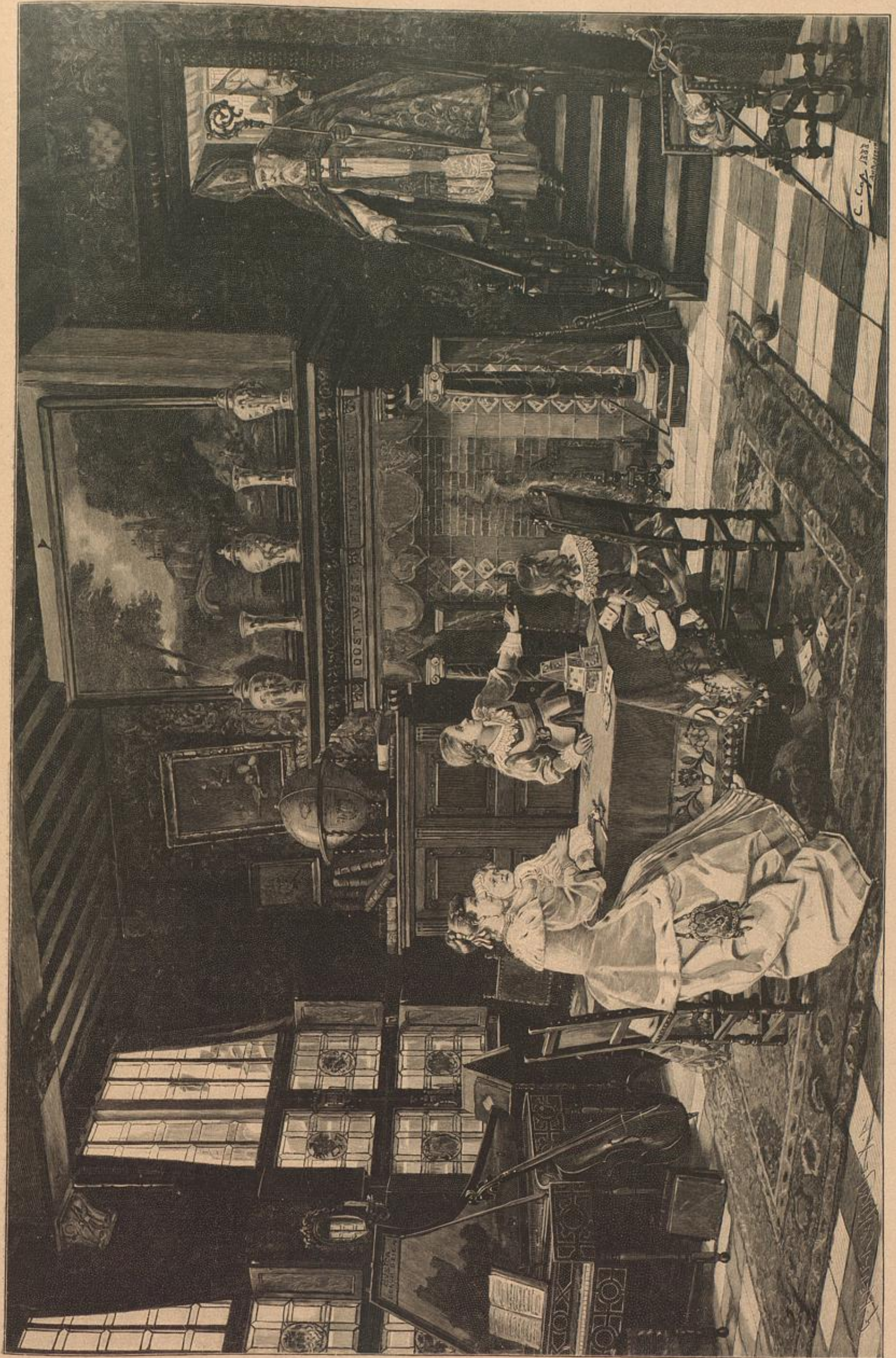
In diesem Augenblicke segelte eine ganze Front junger Offiziere heran: ein Garde-Kürassier, ein Husar, ein Man und ein Infanterist, — eine Mauer glänzender Uniformen. Die Herren hatten sich untergefaßt und flogen wie der Wind über die Eisfläche. Das vereinsamte Fräulein stupte einen Augenblick, dann zuckte ein unbeschreibliches Lächeln über ihr Gesicht, und im Nu jagte sie auf beschwingten Sohlen von dannen, wie eine kleine Styrmschwabe, die vor dem See-Adler Unterschlupf sucht. In weitem Bogen sahen wir sie über den Krystallplan sausen, — dem Ufer zu, wo zwischen Offiziersburtschen und Dienern in Livree, zwischen allerhand Veräußern und Verkäuferinnen von ungenießbarem Grog und sogenannten Eh-



Der Eislöwe.



Die Schwiegermama im Stuhlschlitten.



Sanct Nicolans-fest. Von C. G. Cap. — Siehe Seite 183.

geradezu ein Dohn auf das Fröhliche und doch so ernste, schöne Fest, wenigstens wie man es in Deutschland aufzufassen gewohnt ist. Man sollte daher bestrebt sein, es auf jede Weise in seiner Reinheit zu erhalten.

Das man im modernen Leben Vätern der Natur anzufüllen, sie sich so viel als möglich dienstbar zu machen sucht, ist eine Nothwendigkeit in dem stets heftiger sich gestaltenden Kampfe um's Dasein.

Eine echt deutsche Weihnachtsfeier aber, ohne Künstelei und ausgeklügelte Genüsse, ist der Höhepunkt deutschen Familienlebens, das sich der Väterstille nicht ganz entziehen darf, wenn es gedeihen soll.

Kochbuch verboten.

Schloßleben in Frankreich.

Von Eugen von Jagow.

Das französische Gesellschaftsleben wandelt sich wie alle Dinge hienieden, aber man erkennt diese Wandlungen meist nur an Keuherlichkeiten, so beispielsweise an folgenden: zu den Zeiten Louis Philipps speiste man spätestens um vier Uhr, heute ist die Dinerstunde zur Souperstunde geworden, welche ihrerseits die Theaterstunde wieder tiefer in die Nacht hinausgerückt hat.

Man kann ferner dreist behaupten, daß die Zahl der Edelstige, welche man nach Abwicklung der städtischen Gesellschaftspflichten und einem Aufenthalt in den Modebädern mit Vorliebe nach Eröffnung der Jagd aufsucht, sich bedeutend verringert haben und daß man die Urenkel des reichbegüterten Grafen und Marquiss nicht selten in dem bescheidenen Bureau eines Ministeriums oder Bankhauses wiederfindet.

Die Wirthe widmen sich ihren Gästen, im Gegenthat zur englischen Sitte, fast den ganzen Tag, wie sich denn auch die Gesellschaft selten trennt, es sei denn, daß die Jüngeren einen Spazierritt unternehmen, während die Älteren und der Keitkunst Unkundigen sich mit dem minder reizvollen Ausfluge zu Wagen begnügen müssen.

Auch die Schloßtafel hat sich im Vergleich zu der in der vorrevolutionären Zeit beliebten wesentlich verändert, da auch sie den Einflüssen eines raffinirteren und internationalen Luxus sich nicht zu entziehen vermochte. Man legt heute auf ihre Ausstattung und die Zahl der Speisen fast mehr Werth, als auf die Qualität der letzteren.

Man kann sich nichts Anmüthigeres vorstellen, als die Auführung der alten, zu neuem Gesellschaftsleben erstandenen Tänze, der Gavotte, des Passo-Pied de la Reine und andere mehr, in den genannten bunten Trachten, die freilich einen tadellosen Körperwuchs und geschmeidige Eleganz zur Voraussetzung haben.

tracht volkschämlich geliebten Tanzformen ihrer Eigenart berauben und fast so absurd machen, wie es bei der Parade eine Schwadron Ulanen im Frack mit der Lanze am Arme wäre.

Der farbige Frack ist also bei den oberen Zehntausend des Geldbentels, bei der Finanzaristokratie und bei der nicht verarmten Geburisaristokratie, für die Abendgesellschaften fast de rigueur, ebenso für die „diners chätelains“, während bei den Pariser Dinern noch der schwarze Frack die leitende Rolle hat.

Auf dem Lande und in den Bädern ist der runde Hut, der sogenannte chapeau melon, der beliebteste und verläßt den Kopf seines Herrn oft nicht einmal bei den Visiten. Man darf ihn auch bis zur Dinerstunde selbst in der Stadt tragen, wohlverstanden aber erst vom Grand Prix ab, weil man damit sinnbildlich andeutet, daß man nur vorübergehend den Vandaufenthalt verlassen hat.

Der Tafelschmuck für das diner chätelain ist, trotzdem er einen ländlichen Charakter besitzt, nicht ohne Raffetierie; Teller und Schüsseln aus Fayence von Limper mit den auf einem wie Elfenbein schimmernden Grunde gemalten Blumen der Saison. Die Gläser aus vieux venise mit rubinrothem oder goldenem Rand, die Weine aus krugartigen Flaschen hervorsimmernd, und die Farben der griechischen Mustern nachgebildeten gläsernen Wasserflaschen, der sogenannten brocs, derjenigen der Tischgläser entsprechend.

Die kostlichsten Früchte ruhen in Körben aus altem sächsischen Porzellan und sind reich mit Blätterwerk verziert, das die Vorstellung eines üppigen Schloßgartens erweckt.

In den großen Schlössern fehlt es auch an der Tafelmusik nicht, aber diese ist durchaus eigener Art und so recht eigentlich der Waldnatur angepaßt, in der die edlen Gäste am anderen Morgen dem edlen Waldwerk nachgehen werden oder den Tag über bereits nachgegangen sind.



Kochbuch verboten.

Sanct Nicolaus-Fest. Von G. Cap. Siehe das Bild, Seite 181. — In der Geschichte der griechisch-katholischen Kirche spielt der Bischof Nicolaus von Myra eine bedeutende Rolle. Zur Zeit der Christen-Verfolgungen unter Domitian wurde er eingekerkert und erst unter Konstantin dem Großen wieder befreit.

schrocken über die bestrenbliche Erscheinung, aber ihr Schrecken wird bald überwunden sein und fröhlichem Lachen Platz machen, wenn der Heilige erst in seine Taschen gegriffen und seine Geschenke herausgetramt hat!

Frida Sogaur-Schanz. Siehe das Portrait, Seite 184. — Unter den lyrischen Dichterinnen unserer Tage nimmt Frida Schanz eine bevorzugte Stellung ein. Vor etwa acht Jahren wurde ein Preis für das beste Studententlied ausgeschrieben und diesen Preis gewann wunderlicher Weise eine Dame, — Frida Schanz. Von dieser Zeit an tauchte ihr Name, der durch ihre feinsinnige und geistreiche Mutter, auch eine echte Dichterin, schon einen guten Klang gewonnen, immer öfter in den Zeitchriften auf, freilich, ohne daß in den Dichtungen der Verfasserin auch nur eine Spur burleskos übermüthigen Hauches, wie er jene preisgekürnte Kleinigkeit, die Arbeit einer heiteren Stunde, ausgezeichnet, zu spüren gewesen wäre.

Die Speckleime. Ein Vogel-Idyll im Winter. Siehe die Abbildung, Seite 184. — Seit Gott dem Menschen die Erde übergeben mit der Weisung, sie sich unterthan zu machen, hat derselbe diese Machtvollkommenheit ausgiebig benützt und in schonungsloser Weise die gesammte Natur seinen Zwecken dienstbar gemacht.



Kochbuch verboten.

Vom Federwild. — Der stattlichste Vogel unter den Waldhühnern ist der Auerhahn. Sein Fleisch, namentlich dasjenige des Männchens, ist jedoch hart und trocken. Es zeigt außerdem gewöhnlich auch noch vom Futter, — da der Vogel keine Nahrung vielsach von den jungen Trieben der Kiefer und Tannen entlehnt, — einen terpeninartigen Beigeschmack.

Ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen verdienen unter dem Federwild besonders der Fasan, die Schnepfe und die Wachtel Beachtung. Es empfiehlt sich, den Fasan bis zum Verbrauch frei hängend am kalten Orte aufzubewahren, damit sein Fleisch die erforderliche Reife bekommt.

Die Wild-Ente wird in manchen Gegenden schon im Hochsommer viel genossen; sie schmeckt indef zu dieser Zeit manchmal, wenn sie sich viel von Fischen ernährt, etwas thranig, welcher

Nebelstand zur Winterzeit, namentlich bei zugefrorenem Gewässer, fortfällt. Dieser sehr schmuckhafte Vogel, ebenso die wilde Gans und die wilde Taube erfordern die nämliche Zubereitungsweise, wie man sie für das zahme Geflügel dieses Namens kennt. Bei unferen Vorjahren und bis zum Beginn dieses Jahrhunderts kam noch ein anderes Federwild mitunter auf die Tafel, das sich jetzt nur noch selten vorfindet und um dessen Genuß wir die Antwort denken kaum zu beneiden brauchen. Es ist die Trappe, eine stattliche Gühnart, die in den meisten Gegenden Europa's, wo sie sich früher vorfand, so gut wie ausgerottet ist. Die Trappe wird bis dreißig Pfund schwer, läuft schnell, fliegt gut und kann zu unsern anscheinlichsten Landvögeln gezählt werden. Obgleich die Hausfrauen der „guten, alten Zeit“, — wie man sie zu nennen beliebt, — aus Erfahrung wußten, dieser Vogel biete durch sein dunkles, widerlich riechendes, sehr hartes Fleisch kein sonderliches Gerüche, so konnten sie dennoch mitunter kaum der Versuchung widerstehen, sich mit der Zubereitung der Trappe zu befassen und diese sogar zu empfehlen. In einem Kochbuche vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts befindet sich u. A. ein Rezept, welches manderlei Prozeduren zum Garmachen harter Vögel anrät. Auch der Trappe wird dabei gedacht und es heißt wörtlich darin: „Ist er alt, so muß man den Vogel stark mit Gewürze einreiben und mit einer Mörsersenkeln fein schlagen, doch daß die Haut ganz bleibt und in Essig legen ein zwei oder drei Nächte, es hilft ihn überaus viel. Läßt ihn fünf Stunden braten, betreuselt ihn erstlich eine Stunde mit Wein, denn begießt ihn mit warmer Butter, bis er vier Stunden gebraten hat, begießt ihn mit ausgebratenem Speck; gießt auch Malvasier, Rosen-Essig, Fleisch-Brühe, Saft von einer Citrone, thut Zucker und kleingeschnittne Citronenshalan dran und läßt es kochen.“ Es ist wohl keineswegs irrig, wenn wir annehmen, daß dieser Trappebraten trotz aller Mühe und Zuthaten bei der Beschaffenheit des Fleisches, welche besagter Vogel aufweist, wenig verlockend gewesen sei.

Nimmt man jedoch als feststehend an, daß im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert der Frau mit seinem ungenießbaren Fleische für ein „fürstlich Essen“ galt, so dürfen wir uns über diese Ansichten der guten Altvordern nicht wundern, wollen indes recht zufrieden sein, daß unser Geschmak in diesem Punkte eine vortheilhafte Wandlung erfahren hat. Tony Pauly.

Berliner Pfannkuchen. — Wie könnte es einen Weihnachts- oder Sylvester-Abend ohne Pfannkuchen geben! Kaum denkbar, und wer an den genannten Tagen die Straßen der Großstadt durchwandert, der athmet den überall ausströmenden Fettduft und ist erstaunt über die Menge des beliebten Gebäckes, das in den verschiedensten Größen, mit oder ohne Guß, und in den mannigfachen Füllungen in den Fenstern der Bäckereien und Conditoreien aufgethürmt liegt, schnell seinen Weg in eben so viele Dürren findet und bis zum späten Abend beständig durch neue Lieferungen ersetzt wird. Ja, der Berliner Pfannkuchen ist gut, wie wäre er sonst auch zu seiner Weltberühmtheit gelangt! Darum, wer Appetit und feinen gefälligen Päder bei der Hand hat, der versuche es einmal selbst und probire das nachstehende Rezept. Man nehme 1/2 Kilo Mehl, 230 Grammm Butter, 65 Grammm Zucker, 50 Grammm trockener Hefe, 16 Grammm gestoßene bittere Mandeln, 6 Eidotter und 1/2 Liter Milch. In der lauwarman Milch löst man die Hefe auf, giebt den dritten Theil des erwärmten Mehles dazu, schlägt das Ganze zu einem lockeren Teig und läßt ihn, — an eine warme Stelle gesetzt, — etwa um's Doppelte aufgehen, — es ist dies das Hefenstück. Nun mischt man das übrige Mehl mit dem Zucker, den Eiern und Mandeln, giebt eine Prise Salz und die zerlassene Butter, zulezt das fertige Hefenstück hinzu, schlägt die Masse etwa 1/2 Stunde tüchtig mit dem Holzlöffel, bis sie feinbläslich geworden ist, streut ein wenig Mehl darüber und läßt sie sich am warmen Plage etwas heben. Jetzt wird sie mit der Hand durchgearbeitet, auf einen mit Mehl bepuderten Backtisch gethan und einen halben Finger dick ausgerollt. Ist dies geschehen, so nimmt man einen Ausstecher oder ein Weinglas und macht mit diesem leichte Ein-drücke auf die Teigplatte. Nachdem sie mit Wasser bestrichen worden, legt man in die Mitte der Hälfte der so entstandenen Kreise ein etwa nussstaußgroßes Häufchen Fruchtmas, deckt eine zweite Platte über, drückt sie an den Rändern fest und sticht mit einem etwas kleineren Glase den fertigen Pfannkuchen aus, der auf ein mit Mehl bestreutes Brett gelegt, noch ein wenig aufgehen muß, ehe man ihn in die Kasserole mit Backfett wirft. Das Backfett kann beliebig aus geschmolzener Butter oder Schweineschmalz bestehen, besser noch ist ein Zusatz von Rinder-Nierenalg, das ein schnelles Bräunen verhindert, auch muß die Kasserole so weit gefüllt sein, daß die Kuchen im Fett schwimmen. Sobald sie ein goldgelbes Ansehen bekommen und gar sind, — zu bemerken ist noch, daß nur so viele in die Kasserole gethan werden dürfen, als neben einander Platz haben. — werden sie mit dem Schaumlöffel herausgenommen, auf weißes Löschpapier gelegt und, sobald sie getrocknet sind, mit feinem Zucker bestreut. Wünscht man ihnen einen Guß zu geben, so rührt man Puderzucker mit etwas Zitronensaft oder Rum zu einem dicken Brei, bestreicht die Pfannkuchen damit und läßt sie in der Wärmeröhre trocknen. Für die Füllung ist jede Art von Fruchtmas geeignet, für das Feinste gilt Ananas, Aprikose, Johannisbeere, doch auch Apfelsmus mit etwas Rum verührt ist nicht zu verachten. Und nun möge hier, als zu den Pfannkuchen gehörig, noch ein Punsch-Rezept folgen, das von keinem Geringeren herrührt, als von dem durch seinen Schatz köstlicher Novellen bekannten, verehrten, leider schon geschiedenen Dichter Theodor Storm. „Rehmt“ — pflegte er zu sagen, — „drei Flaschen Graves (leichter Haut-Sauternes), aber von der dunklen Sorte,



Friedrich Torgmann - Typus.

eine Flasche Madeira, eine halbe Flasche Krac, Zucker nach Geschmack, Wasser aber ja nur so viel, als erforderlich ist, um ihn aufzulösen, laßt das Ganze einmal aufkochen und trinkt es heiß; es schmeckt trefflich, aber fast noch besser auf Flaschen gefüllt, nach 14 Tagen kalt“ . . . Probiren wir es einmal! — E. R.

Brieftrappe
Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.
Vergolden von Rüssen. — Welches ist das einfachste Verfahren zum Vergolden von Rüssen für den Weihnachtsbaum?
R. R. in B.
Kellerasseln. — Weiß Jemand ein Mittel, um Kellerasseln und Tausendfüßler aus dem Keller zu vertreiben?
E. S. in Frankfurt a. D.

Antworten.
(Auf die besaglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
Delbilder zu reinigen (152). — Diese Anfrage ist wohl nur dahin verstanden, ein Delgemälde von Rauch, Schmutz und sonstigen Unreinlichkeiten zu säubern, nicht aber ein solches etwa restauriren zu wollen. Zu letzterem gehört unbedingt ein Fachmann, der über das nothwendige, ziemlich complicirte und sehr kostspielige Handwerkszeug verfügt, als da sind: blank geschliffene Marmortafeln, Spanneisen, Polirstäbe, Satinirmaschinen u. c. Zum gewöhnlichen Putzen eines Delbildes empfehle ich folgendes Verfahren, welches ich persönlich durch eine Reihe von Jahren erprobt habe, und das man ohne Gefahr selbst bei den kostbarsten Gemälden anwenden kann.

Man entferne vorerst die über der Farbe liegende Firnißschicht auf die Weise, daß man mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf dem Gemälde zu reiben beginnt. Rothwendig ist es dabei, daß man dem Bilde eine Unterlage giebt, damit sich der Bildrahmen und die etwa vorhandenen Mittelpfeifen nicht durchdrücken. Nach wenigen Minuten wird sich auf dem Gemälde ein feiner, weißer Staub zeigen, welchen man nicht wegblasen möge, da er als weiteres, gefahrloses Schleifmaterial dient. Allerdings wird die Haut vom Finger sich rascher abschleifen, als die auf dem Gemälde haftende Firnißschicht; da das Verfahren aber ein höchst einfachstes ist, so kann man jede beliebige Person zu diesem Geschäft verwenden. Ist der Firniß von dem Gemälde entfernt, so kann man mit dem eigentlichen Reinigen beginnen. Man stäubt das Gemälde mit einem trockenen Tuche sorgfältig ab, hüte sich aber, das Bild etwa zu waschen oder gar mit Seife zu behandeln, da dasselbe sonst rettungslos verloren wäre. Dann nimmt man eine möglichst große Zwiebel, schneidet sie entzwei und reibt die Bildfläche so lange mit der feuchten Schnittfläche ab, bis die Zwiebel vollkommen rein und weiß bleibt. Dann lasse man das Bild wieder trocknen, stäubt die etwa noch vorhandenen Zwiebelreste sorgfältig ab und überziehe es wieder mit einer dünnen Lage Firniß. Zu letzterem Zwecke eignet sich Mastix-Firniß am besten, da derselbe einen mehr matten Glanz hat und die Farben unter seiner Lage an Leuchtkraft und Tiefe gewinnen. Den besten Mastix-Firniß in Deutschland liefern Dr. Friedrich Schönfeld u. Co. in Düsseldorf, in Oesterreich Koller u. Co., Wien.

Sollte das Gemälde ein Loch oder einen Riß haben und der Beschmer die meist sehr hohen Restaurirungskosten scheuen, so kann man ohne Gefahr den Riß rückwärts mit einem dünnen, Leinenstreifen verkleben, benutze aber als Bindemittel keinesfalls Gummiarabicum oder gar Tischlerleim, welche das Bild sofort in centrale, unausgleichbare Falten ziehen, sondern verdünnten, mäßig starken Buchbindekleister. Der persönlichen Geschäftlichkeit bleibt es dann überlassen, den Riß mit Farbe entsprechend zuzustimmen.
Prof. Vyhodský.

Moorholzflecke (168). — Um derartige Flecke zu entfernen, löst man einige Stüchchen Citronensäure in Wasser auf und beutpft die fleckigen Stellen einige Male mit der Lösung. Auf dieselbe Weise habe ich auch Tinten- und Rostflecke vollständig entfernt, ohne daß die im Stoffe vorhandenen Fäden auch nur im Geringsten gelitten hätten. Doch habe ich den Versuch nur an Leinen und Kasur, aber noch nicht an Wolle oder Seide gemacht.
Martha in R.

Fettflecke in Papier (160). — Dieselben entfernt man am besten, indem man gebrannte Magnesia mit Benzol mischt (nicht bei Licht!), bis eine krümelige Masse entsteht. Der Fled wird mit dieser Masse eingerieben und die Magnesiakrümelchen weggeklopft. Frische Flecke verschwinden sofort, alte nach 2-3maliger Behandlung. Der Hauptvortheil ist, daß selbst das feinste Papier nicht Schaden leidet.
Frau Dr. B. in J.



Die Speckleine. Ein Vogel-Idyll im Winter. Von A. Stamer. — Siehe Seite 183.